



hr2-Literaturpreis 2022

Alice Auciello:

Ohne Salz

Ein weiteres Jahr, ein weiterer Mann, der seine Fingerabdrücke auf mir hinterlässt. Ich wasche sie ab, meine Hände kleben von der Seife, Minze und Bergamotte, den Geruch werde ich nicht mehr los. Er haftet in meiner Nase, ich atme Schaum. Manchmal würde ich die Seife gern schlucken, um auch den Geschmack loszuwerden, der hinten in meinem Rachen brennt, um mein Inneres auszuspülen, wo so viel Schmutz hängenbleibt. Ich schrubbe meine Haut, bis sie krebsrot ist, aber eine Badewanne ist kein Ozean, ich kann nicht davontreiben ohne Salz. Meine Füße stoßen gegen die kalte Keramik und wenn ich mich auf den Bauch drehe, den Kopf unter Wasser halte und die Augen öffne, sehe ich nur milchig weiß anstatt blau und grün. Danach brennen meine Augen und meine Zehen sind schrumpelig. Keine Flossen, aber das Laufen fällt mir schwer, mein Körper ist nicht für das Land gemacht. Ich liege auf dem Boden wie ein Wal am Strand, der an seinem eigenen Gewicht erstickt.

Ich wühle mich durch den Sand, in der Hoffnung auf Wasser, aber darunter bin immer nur ich, egal wie tief ich grabe. Nur Ellenbogen, Schlüsselbeine und Ohrmuscheln, aber darin rauscht es nicht, nur manchmal, bei Abschlussprüfungen oder wenn ich jemanden vom Bahnhof abhole, der nicht wissen darf, dass meine Hände in den Jackentaschen zittern. Mein Körper ist ein unruhiger Ort, Stürme toben und Wellen türmen sich auf. Ständig schwappt etwas über und das Blut läuft an meinen Oberschenkeln hinunter, färbt das Badewasser rot. Ich bleibe trotzdem in der Wanne

liegen. Das Blut macht mir keine Angst, es gehört zu mir, aber ich weiß, dass ich davon nicht reden darf, wenn sie meine Beine mit einer Hand auseinanderdrücken, die andere an meinem Handgelenk, und auch nicht hinterher, wenn wir nebeneinander liegen, aber weit voneinander entfernt, selbst wenn wir uns berühren. Ich erzähle ihnen nichts von dem Blut, und auch nicht von der Schwere meines Körpers, von den Erdbeben, die mich manchmal erschüttern, und dass ich nicht verstehen kann, dass sie den Wind, der in meinen Ohren pfeift, nicht hören können. Ich sage nicht, dass ich manchmal, sogar oft, so tue als ob. Wir tun das ständig, und liegen hinterher in der Dunkelheit und fragen uns, ob es beim nächsten Mal besser wird, oder bei dem Mal danach, ob wir das bekommen, was uns versprochen wurde, uns aber doch nicht zusteht, nur den Männern, immer nur den Männern, oder ob wenigstens jemand unseren Sturm hören kann, danach. Ich bestehe nur zu fünfundfünfzig Prozent aus Wasser, aber mein Körper ist, im Dunklen zumindest, ein ruheloses Meer, das unter mir aufbegehrt, Wellen schlägt und das Dinge will, die ich nicht aussprechen kann, selbst in der Dunkelheit nicht. In die Tiefe kann ich nicht, bei dem Schiffswracks warten die Seeungeheuer, hungrig und auf der Lauer, ich bleibe lieber nah am Ufer, wo das Wasser in der Sonne türkis und golden glitzert. Doch bei Nacht spielt es keine Rolle, wo ich bin, sie finden mich. Ich sitze auf dem Boden, die Hände hinter meinem Rücken zusammengebunden, ohne Wellen und Wind, den Kopf gesenkt und warte auf eine Strafe für das, was ich bin und was ich will, ich

öffne willig den Mund und esse die Brocken Liebe, die sie mir auf einem Goldlöffel in den Mund schieben, der über dem Feuer davonschmilzt. Ich würde gerne fliegen, aber der Wind weht nicht so weit weg vom Meer und ich habe keine Flügel. Nachts liege ich in meinem Nest aus Sand, schlaflos, bis der Mond durch mein Fenster scheint und meine Nacktheit beleuchtet, verborgen unter dem Laken und meinen Gedankenbahnen. Ich schwimme davon, während mein Körper in verschiedene Positionen gezerrt und geschoben wird, die Beine immer gespreizt und bereit, den Blick nach unten, nur manchmal wird mein Kinn gepackt und dann verdrehe ich die Augen, bis sie mir ganz hinten in den Kopf rollen. Ich schlucke. Ich zerfalle unter ihren Augen, ich verblasse, während sie mir von ihren Fantasien erzählen, ihren wildesten Träumen. Ich habe keine Fantasien wie sie, in meinen Träumen spielen Fesseln und ein unterdrückter Würgereflex keine Rolle. Meine Träume haben keine Namen, sie treiben wie Quallen durch mein Leben, sie sind durchscheinend und nicht zu greifen, meine Hände brennen, wenn ich es versuche. Sie schweben an meiner Decke wie die verblassten Abdrücke der Leuchtsterne, die ich als Kind festgeklebt habe, damit sie die Dunkelheit vertreiben. Ich trinke aus dem Wasserhahn, weil ich durstig bin, und schmecke Salz, wie Tränen. Ich schließe mich im Badezimmer ein und setze mich auf den Boden neben die Steckdose, wo ich mein Handy laden kann. Irgendjemand schreibt mir auf Tinder und ich bin so müde, müde bis ins Mark, sodass ich mein Handy kaum noch hochhalten kann. Es knallt auf die Fliesen und ich halte meinen

Kopf unter Wasser, aber ich ertrinke nicht, ich schlucke Steine, ich will so schwer sein, dass ich nicht mehr aufstehen kann, dass niemand mehr an mir schieben und zerren kann. Meinen Körper lasse ich zurück, er ist schwer genug, um zu sinken, den Wracks auf dem Grund Gesellschaft zu leisten. Die Welt schwimmt, schwimmt woanders hin, aufs offene Meer und ich wünschte, ich könnte ihr folgen. Eine Hand an meinem Nacken zerzt mich weg vom Ufer, wo sich Wellen in weißen Schaumwogen brechen und meine Knöchel umkreisen. Finger in meinen Haaren, ein Reißen an meiner Kopfhaut. Du magst es doch so. Später gibt es Frühstück, Brot mit Marmelade und Schweigen, dick bestrichen damit, es muss für den ganzen Tag reichen, vielleicht auch für den nächsten. Zum Abschied fasst er mir an den Hintern und ich sage nichts, weil ich gesagt habe, dass ich nicht so bin, keine von denen, die Romantik wollen, oder Liebe, so bist du doch nicht, so magst du es doch. Ich lege mich auf den harten Boden und stelle mir vor, in etwas zu ertrinken, dass sich so gut anfühlt, dass es nichts ausmacht, wenn das Wasser meinen Mund, meine Nase und Lunge füllt, wenn ich keine Luft mehr bekomme und nicht einmal versuche, an die Oberfläche zu kommen, weil es hier unten schöner ist. Manchmal packen sie mich und ziehen mich fest an sich, Körper an Körper, Arme wie Tentakel, fest um meinen Rücken, meine Brust geschlungen, und dann denke ich, dass es sich vielleicht so anfühlt, das Ertrinken. Sie lassen immer zu früh los, sodass ich doch wieder nach oben schwimmen und nach Luft schnappen muss, weiterleben muss, hier an Land. Hand an

meinem Hals, du magst es doch so, du magst es doch so, du magst es doch so. Ich sage nichts, und das heißt ja, es heißt immer ja, wenn man nicht nein sagt, wenn man sich nicht mit Händen und Füßen wehrt. Ich bin ein Fisch auf dem Trockenen, der nicht versucht, wieder zurück ins Meer zu kommen. Ich kann genauso gut im Sand liegen bleiben, wo es warm ist und die Sonne mich blendet, helles Licht in meinen Fischaugen, die stumm glotzen und glotzen, während sich mein Mund bewegt, aber keine Töne herauskommen. Du bist so still, du bist so schön. Ich erkenne mein Gesicht im Spiegel nicht, ich bin verschwommen im Wasserdampf. Eine Hand an meinem Hals und ich verstehe nicht warum, lasse es aber geschehen, weil ich sicher bin, sie verstehen es auch nicht. Blut zwischen meinen Beinen am nächsten Tag und dieses Mal gehört es nicht zu mir, es ist heller, es hinterlässt Flecken auf meiner Jeans. Ich wasche sie nicht aus, es hat keinen Sinn. Sie wollen immer mehr, als ich geben kann und nehmen es trotzdem, als Geschenk oder Leihgabe, spielt eigentlich keine Rolle, ich bekomme es nicht wieder. Wenn sie gehen, lassen sie nichts zurück als Fingerabdrücke auf meiner Haut, die ich nicht abwaschen kann. Aber sie machen, dass ich treiben kann, wenigstens für eine Weile. Bis ich wieder jemanden brauche, um nicht zu ertrinken.